

Gastkolumne

Der libertäre Angriff auf die Herzen der Kinder

Ein Zeichentrickfilm mit sechs Hundewelpen kommt unter Beschuss – weil er staatskritische Propaganda verbreiten soll



Claudia Franziska Brühwiler

Was können sechs sprechende Hundewelpen, die den ganzen Tag damit beschäftigt sind, ständig Mensch und Tier vor Katastrophen zu bewahren, in Kinderköpfen schon anrichten? Schreckliches. Das ist zumindest die Meinung linker Kritiker, welche die Absetzung der erfolgreichen kanadischen Trickfilmserie «Paw Patrol» fordern und angesichts des gleichnamigen Films, der derzeit auch in Schweizer Kinos läuft, erschauern. «Autoritäre neoliberale Propaganda» verbreite der Film, so die britische Zeitung «The Guardian», und er lege eine «entsetzliche Genderpolitik» an den Tag. Ideologie und Kulturkampf im Kinderkino? Wie kam es dazu? Wer wenig Kontakt mit Kindern im Vorschulalter hat, mag noch nie eine ganze Folge der «Paw Patrol» gesehen haben, doch ihre Helden zieren zu viele Fanartikel, als dass man sich ihr völlig entziehen kann. Die «Paw Patrol» gilt als eine der erfolgreichsten Zeichentrickserien der Gegenwart, wird in 160 Ländern ausgestrahlt und ist auch in unserem Sprachraum mehrmals täglich zu sehen. In jeder Episode stehen der zehnjährige Ryder und seine sechs nie alternden Welpen im Rettungseinsatz. Furchtlos helfen sie den Bewohnern des Städtchens namens Abenteuerbucht, inklusive der ungeschickten

Bürgermeisterin Gutherz, aus der Patsche. Zum grossen Vergnügen der kleinen Zuschauer düsen die tierischen Protagonisten in Fahr- und Flugzeugen herum, die sich selber umbauen, so dass vom obligaten Feuerwehrauto bis zum U-Boot alles vorkommt, was Kinderherzen höherschlagen lässt (und natürlich gibt es all diese Gefährte im Spielzeughandel zu kaufen). Die Welpen vermitteln Werte wie Hilfsbereitschaft und Selbstlosigkeit, und die Serie ist bemüht um politische Korrektheit, wenn auch das einzig weibliche Mitglied der «Paw Patrol» ganz in Rosa daherkommt. Dennoch wurde der US-Kindersender Nickelodeon in sozialen Netzwerken aufgefordert, die Hunde aus dem Programm zu kippen: Mit der Ermordung von George Floyd gerieten Fernsehserien in die Kritik, in deren Welt keine Polizeigewalt existiert und Cops noch Helden sind. Just eines der beliebtesten Mitglieder der «Paw Patrol» trägt eine blaue Polizeiuniform, der Deutsche Schäferwelp Chase. «Schläfert den Polizeihund ein», hiess es bald, worauf selbst die Sprecherin des damaligen Präsidenten Trump behauptete, die *Cancel Culture* habe nun auch das Kinderfernsehen erreicht. Tatsächlich überstand die muntere Truppe die Angriffe und darf nun auf der grossen Leinwand ihr Können zeigen: In den Wolkenkratzerhochhäusern der Abenteuerstadt gefährdet ein selbstherrlicher Bürgermeister namens Besserwisser das Bürgerwohl. Wissenschaftsfeindlich, unbelehrbar und exzentrisch gestylt, erinnert seine Figur spätestens dann an Donald Trump, wenn er vor einem nach ihm benannten Hochhaus posiert. Seine Bürger geniessen derweil Dauersonnenschein, den sie Massnahmen verdanken, die an die Pekinger Wetterpolitik



ILLUSTRATION: GABI KOPP



Wer ein wenig in der Kinderliteratur schmökert, wundert sich ob der Empörung. Darstellungen fähiger Staatsdiener sind dort nämlich eher rar.

vor den olympischen Spielen 2008 erinnern. Das muss in einer Katastrophe enden, vor deren Folgen nur die «Paw Patrol» die Bevölkerung retten kann. So weit, so harmlos? Eben nicht, finden die Kritiker, sondern Ausdruck des Neoliberalismus: Staatliche Rettungsdienste sind in der Welt der «Paw Patrol» inexistent, Politiker – egal, ob gut oder böse – so unfähig, dass der Wunsch nach mehr Staat gar nicht erst aufkommt, und schliesslich sind alle von einer Rettungseinheit abhängig, die sich – wie Ryder im Kinofilm erklärt – mit dem Verkauf von Fanartikeln finanziert. Dass eine neue Hundeheldin «Liberty», also Freiheit, heisst, macht den Affront komplett. Die Ideologie dahinter wird mit jener Ayn Rands verglichen, einer libertären Vordenkerin des 20. Jahrhunderts, die auch schon als «Einstiegsdroge» für die politische Rechte bezeichnet wurde. Wer ein wenig in der Kinderliteratur schmökert, wundert sich ob der Empörung. Darstellungen fähiger Staatsdiener sind dort nämlich eher rar. Von Robin Hoods Kampf gegen den Sheriff von Nottingham bis zu Harry Potters Verachtung für den Zaubereiminister Cornelius Fudge gibt es viele Kinderbuchhelden, die den Staat – nach einem Diktum Ronald Reagans – eher als Problem denn als Lösung sehen. Selbst der Elefant Benjamin Blümchen muss sich bisweilen gegen einen korrupten Bürgermeister wehren und gegen bürokratischen Irrsinn kämpfen. Die Gefahr, dass Kinder deshalb zu Anarchokapitalisten heranwachsen, ist – das zeigt etwa die Klimajugend – sehr gering. Kulturkampf findet vor allem in erwachsenen Köpfen statt.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Erst spalten, dann darüber klagen



Felix E. Müller

Die Medienlektüre dieser Tage ist unerfreulich. Es werden zu viele Beiträge über Corona publiziert, die sich erst noch durch eine allzu grosse Vorausschbarkeit auszeichnen. Die einen nehmen die Position des «Zu wenig, zu spät» ein, prangern Corona-Gesetzesbrecher an und schenken den Impfgegnern zu viel Aufmerksamkeit. Die anderen halten sämtliche Massnahmen für falsch. Ihr Schlachtruf lautet «Immer absurder», und der wird bis zur intellektuellen Amnesie wiederholt. Die Positionierungen korrespondieren exakt mit parteipolitischen Affinitäten. Wer sich dem links-grünen Lager zugehörig fühlt, berichtet über Corona durch die Linse einer «Zu wenig, zu spät»-Überzeugung. Wer grundsätzlich immer alles falsch findet, was die Behörden anordnen, ist fest im rechtsbürgerlich-national-konservativen Lager verwurzelt. Das war ursprünglich anders: Magdalena Martullo trug bekanntlich eine Maske, als Alain Berset diese noch ablehnte. Damit hat Corona längst aufgehört, ein epidemiologisches Thema zu sein. Das Virus ist heute weitgehend ideologisiert, vergleichbar etwa mit der Abtreibungsdebatte in den USA. Diese hat sich schon lange von der Frage verabschiedet, unter welchen konkreten Umständen ein Schwangerschaftsabbruch infrage kommt. Ihr Ziel ist bloss noch die Bestätigung der eigenen Weltsicht. Diese Art von Politik nennt man in Amerika *culture wars*. Sie dient nicht mehr der pragmatischen Lösung von Problemen, sondern nur noch dem Aufpeitschen starker Emotionen durch weltanschauliche Fundamentalen, um die eigene Anhängerschaft zu mobilisieren. Mit Corona hat dieser politische Ansatz auch in der Schweiz enorm an Bedeutung gewonnen. Die Medien spielen dabei eifrig mit und vertiefen so die politischen Gräben, die sie dann in den Leitartikeln beklagen.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Kochrezept für Paare



Nicole Althaus

Ich koche recht gern Eintöpfe. Der Grund dafür steckt im Namen des Gerichts: Es braucht dafür nur einen Topf. Das gibt wenig aufzuräumen. Dazu schmecken sie ganz gut und lassen ein grosses Mass an Improvisation zu. Ich kenne viele Frauen, die meinen Pragmatismus in der Küche teilen. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass berufstätige Mütter jahrzehntelange Übung darin haben, auf dem Heimweg im Kopf aus dem, was man am Morgen früh im Kühlschrank zu sehen glaubte, ein Menu zusammenzubasteln und die fehlenden Zutaten noch schnell im Coop Pronto um die Ecke zu besorgen. Aber vielleicht liegt meiner Vorliebe für Eintöpfe ja auch ein veritabler Geschlechter-

unterschied zugrunde. Es gibt nämlich tatsächlich Dinge, die Männer und Frauen im Alltag grundverschieden anpacken. Ja ich würde sogar behaupten, dass es einen Raum gibt, in dem sie sich keinesfalls in die Quere kommen sollten, wenn ihnen die Beziehung wichtig ist: die Küche. Mein Freund aus Schulzeiten zum Beispiel ist ein Planer. So wie die meisten Männer, mit denen ich schon einmal eine Küche geteilt habe. Kürzlich hat er mich zu sich nach Hause zum Essen eingeladen, und als ich läutete, war er gerade bei seinem zweiten Glas Wein und dem ausführlichen Studium des Kochbuchs. Nachdem er mir ebenfalls einen Pinot grigio in die Hand gedrückt hatte, sortierte er das Gemüse der Grösse nach, schnippelte es mit eigens dazu ausgesuchten Messern akkurat in Schälchen und reihte die Gewürzgläser daneben auf wie ein Dirigent seinen Chor. Als ich ihn mit Blick auf die Uhr fragte, ob ich ihm helfen könne, sagte er: «Nur das nicht», drückte mich auf einen Stuhl, konzentrierte sich auf den nächsten Schritt in der Anleitung. Nachdem er Rahm und Mehl abgemessen hatte, ergänzte er, Kochen sei wie das Zusammen-

bauen eines Möbels von Ikea: ein Thema mit Spaltpotenzial. Die einen, meist die Frauen, täten es irgendwie nach Gefühl, die anderen, meist die Männer, täten es peinlich genau nach Rezept, und das passe einfach nicht zusammen, selbst wenn sich das Resultat am Schluss doch sehr ähnele. Ich liess mir seine Genderphilosophie zum Kochen durch den Kopf gehen, sinnierte, ob tatsächlich eine weibliche Abneigung gegen Gebrauchsanweisungen aller Art schuld daran sei, dass ich Eintöpfe koche und niemals eine Anleitung studiere, bevor ich ein Möbel aufbaue, und schaute dem Freund zu, wie er nun diverse Töpfe und Pfannen aus der Schublade holte, so als ob er sie alle gleichzeitig amortisieren müsste. Ich erinnerte mich wieder daran, warum ich ein Erwachsenenleben lang gegen den Deal kämpfte, wonach der eine kocht und der andere aufräumt: Ich spüle und versorge nämlich vorzu, was ich benutzt habe, während mein Freund nun alles aufeinander türmte und in aller Ruhe sein Glas Wein genoss, während die Reste in den diversen Pfannen eintrockneten, die Sauce auf dem Herd köchelnd die Umgebung verspritzte, so



Er sortierte das Gemüse der Grösse nach und schnippelte es mit eigens dazu ausgesuchten Messern akkurat in Schälchen.

dass einem nach dem Essen eine milde Küchenrenovation blühen würde, wenn man verheiratet oder verpartnert wäre und nicht bloss der Gast. Später assen wir auf dem mit Zeitungen und Büchern verstellten Tisch die vorzügliche Lasagne und philosophierten darüber, ob man etwas abgestuften Paaren statt getrennter Schlafzimmer nicht besser getrennte Küchenzeiten empfehlen sollte. Schliesslich geht Liebe durch den Magen, vor allem wenn jeder sich abwechselungsweise als Gast fühlen darf und nichts mit der Vor- und Nachbereitung der Mahlzeiten zu tun hat. Als er schliesslich das Dessert aus dem Kühlschrank holte, unterdrückte ich erfolgreich den Impuls, wenigstens das Geschirr in die Abwaschmaschine zu räumen. Es wäre vergebens gewesen, die Maschine war voll, saubere Schüsselchen für die Glace gab es keine mehr. Also löffelten wir sie gemeinsam aus der Packung und stiessen auf die Tatsache an, dass uns bloss die Küche und nicht das Impfen spaltete.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».